

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Johann Reuchlin

Lamey, Jakob

Pforzheim, 1855

2. Lehrjahre

[urn:nbn:de:bsz:31-272249](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-272249)

Verhalten läßt vermuthen, daß er in vollem Gehorsam gegen jegliche Säzung aufwuchs.

Die Stadt Pforzheim, welche seit 1227 badisch und seit 1300 beinahe dreihundert Jahre lang Residenz der Markgrafen war, hatte damals bei 4000 Einwohnern nicht weniger als acht Klöster. Ein Schriftsteller aus einer Zeit, die dem Jahrhundert Neuchlins nahe liegt, gibt von unserer Stadt folgende Beschreibung: „Pforzheim ligt gar im Grunde an schönen lustigen Wisen, dardurch laufft ein clares, gesundes Wasser, daran man des Sommers gar gute Kurzweile haben kan, zwischen überaus hohen Bergen, so mit Holzungen, einer Wiltnissen nicht ungleich, bewachsen, so gut Wildbreth gibt. Das furstliche Schloß ligt woll niderich, aber respectu oppidi zimlich hoch. Sonst hat die Stadt viel geleter, bescheidener, freuntlicher, wollerzogener Leute, und Alles, was man zur Leibes Notturfft, auch Erhaltunge zeitliches Lebents in Gesundheit und Krancheit von Nöten, an Geleerten, Ungeleerten, Apothekern, Balbiern, Wirtshausern, allerlei Handtwerkern, nichts ausgenommen.“⁴⁾ Und daß namentlich für Kunst und Wissenschaft hier ein guter Boden sei, sagt Neuchlin,⁵⁾ das zeige die große Zahl von Gelehrten, die von Pforzheim stamnten.

2. Lehrjahre.

Dem sei nun wie ihm wolle, die lateinische Schule zu Pforzheim war in gutem Stande, und Neuchlin fand hier Unterricht in Grammatik und Musff. Daß er sodann auch die damals blühende Schule in Schlettstadt besucht habe, wird behauptet und widersprochen.⁶⁾ Gewiß aber ist, daß er im Alter von 15 $\frac{1}{2}$ Jahren die Universität Freiburg bezogen hat, denn er wurde den 19. Mai 1470 daselbst unter die Zahl der akademischen Bürger eingeschrieben.⁷⁾ Seine Studien mögen sich hier auf die lateinische Grammatik (Vorlesungen über Donatus oder Priscianus mit zugehörigen Uebungen), Rhetorik, Dialektik und Mathematik beschränkt haben. Nach seiner Rückkehr von Freiburg ward er wegen seiner schönen Stimme unter die Hofsänger aufgenommen, und dieser Umstand

wurde dadurch wichtig, daß Markgraf Karl I. den talentvollen Jüngling kennen lernte und ihn 1473 zum Begleiter seines dritten Sohnes, des Prinzen Friedrich, nachmaligen Bischofs von Utrecht, auf die Hochschule nach Paris erwählte.⁸⁾ Dies war entscheidend für das Leben Reuchlins. Denn außer dem Gewinn, den er im Lateinischen, in der Beredsamkeit, in der Theologie, in dem, was man damals Philosophie nannte, aus dem Unterricht der berühmtesten Gelehrten jener Zeit schöpfte, lernte er hier zuerst Griechisch. Um die Bedeutung dieses Umstandes zu begreifen, ist es nöthig, etwas weiter zurückzugehen.

Die Keime und zum Theil schon die Blüten einer nationaldeutschen Bildung waren, als aus dem Heidenthum stammend, ohne Pflege geblieben. Die römische Kirche, die Inhaberin und Beherrscherin des gesammten geistigen Lebens im Abendland, hatte mit der römischen Sprache nur römischem Geiste den Zutritt gestattet. Und der römische Geist, wie viel man auch im einzelnen die Wohlthaten rühmt, die ihm die deutsche Gesittung verdankt, reducirt sich im Ganzen und Großen auf den einen Begriff Herrschaft; hatte das alte Rom die politische Herrschaft über die Welt errungen, so war dem mittelalterlichen Rom das Größere gelungen, die Herrschaft über die Geister; Herrschaft aber ist nur möglich durch Uniformität. Was eine schöne, menschliche Entwicklung, eine freie Ausbildung der individuellen Kräfte sei, konnte man nur von den Griechen lernen, und das Griechenthum war, seit die Christenwelt in eine griechische und eine römische Kirche auseinander gefallen war, dem Abendlande so fremd geworden, daß ihm nicht einmal die langjährige Berührung durch die Kreuzzüge zu einer eingehenderen Bekanntschaft hatte verhelfen können. Auch jetzt mußten Ereignisse, die keineswegs im Willen der geistigen Machthaber lagen, die Vermittler werden. Die Eroberung Konstantinopels durch die Türken hatte seit zwanzig Jahren viele gelehrte Griechen aus ihrer Heimath vertrieben: sie flüchteten zum Theil ins Abendland und wurden, wie es das Loos der Flüchtlinge ist, die Sprachlehrer derer, bei denen sie Aufnahme fanden. Gregor

von Tiferia in Italien, vermuthlich von griechischen Eltern geboren, war der erste, der in Paris Griechisch lehrte; aber nicht von ihm sondern von Schülern desselben erlernte Neuchlin die Anfangsgründe des Griechischen. Er hat damit zuerst für sich und dann für ganz Deutschland eine ergiebige Quelle geistiger Bildung eröffnet, die wie alle Geistesquellen desto reicher strömte, je mehr man aus ihr schöpfte. Ob sie auch für die Zukunft, nachdem durch Vermittelung unserer Klassiker ihre wesentlichen Elemente in die deutsche Nationalbildung übergegangen sind, noch dieselbe Bedeutung behaupten werde, ist eine Frage, die bereits mit vielem Eifer bejaht und verneint worden ist. Neuchlin war neben Erasmus und Rudolf Agricola der Begründer griechischer Studien in Deutschland. Was dadurch gethan war für Befreiung aus der Geistesstyrenei, kam bald hernach in der Reformation auf einem kleineren Gebiete, viel später erst durch die deutschen Klassiker in weiteren Kreisen zu Tag und ist mit beredten Worten von den Geschichtschreibern unserer Kultur und Literatur gesagt. Aber auch der Außenstehende erfährt den Zusammenhang unserer Bildung mit der griechischen auf eine gleichsam handgreifliche Weise, wenn er bemerkt, wie viele und welche von unseren Worten und Begriffen griechischen Ursprungs sind. Er mag auf ästhetischem Gebiete von dramatischer, von plastischer Kunst, von Musik oder Architektur reden, oder vom Evangelium, vom Streit der Theologen und Philosophen, von politischen Dingen, Monarchie, Aristokratie oder gar von Demokratie, von Theorie oder Praxis, er kommt nicht aus dem Banne griechischer Herrschaft heraus: überall Namen, oft auch Dinge, die nicht auf deutschem Boden und ursprünglich auch nicht in Rom gewachsen sind, sondern in Griechenland. Und diese Worte und Begriffe sind nun einmal, man mag es loben oder tadeln, so mit unserem Leben verwachsen, daß wir sie mit Recht gar nicht mehr als fremd, sondern als eingebürgert und zu uns gehörig betrachten. Wir haben freilich deren vielleicht noch mehr aus dem Lateinischen, und es ist bezeichnend, in was für Gebieten sie herrschen: Jurisprudenz, Kanzlei, Fabrik.

Nicht zufällig ist Poesie ein griechisches, Prosa ein lateinisches Wort.

Der Streit, welcher die Denker jener Zeit noch immer in zwei Parteien schied, drehte sich um die Frage, ob die allgemeinen Begriffe nur als Erzeugnisse unseres Denkens zu betrachten seien, oder ob sie auch außerhalb desselben ein wirkliches Dasein hätten. Daß der Mensch als Individuum ein wirkliches Dasein habe, war unbezweifelt; ob es aber auch dem Begriffe Menschheit zukomme? verneinten die einen, indem sie behaupteten, Menschheit sei nur vorhanden im Gedanken dessen, der sich diesen Begriff durch das Zusammenfassen der einzelnen menschlichen Individuen schaffe und demselben den Namen Menschheit beilege. Sie heißen Nominalisten. Die andern bejahten die Frage und lehrten entweder mit Plato vor, oder mit Aristoteles in den einzelnen Individuen habe die Gattung und der abstrakte Begriff eine reale Existenz; der Begriff sei auch ein Wesen. Sie heißen Realisten. Wem dieser Streit als ein verjährter oder müßiger erscheint, der möge bedenken, daß derselbe unter veränderten Namen noch heute fortdauert, und daß er, angewandt auf den höchsten Begriff, den Begriff des Göttlichen und der Gottheit, von entscheidender Bedeutung ist, weil die einen behaupten, sie hätten mit diesem Begriff zugleich sein leibhaftes Wesen und seine lebendige Wirklichkeit, während die andern in dieser Auffassung nur ein Geschöpf des menschlichen Denkens, einen wesenlosen Namen finden.

Aber so hoch hatte sich damals der Streit noch nicht erhoben, er betraf zunächst nur die Gattungsbegriffe. Reuchlins lebendiger Geist, den alle Fragen der Religion und der Wissenschaft mächtig ergriffen, konnte nicht lange unentschieden bleiben. Er stellte sich auf die Seite der Realisten. Dazu mochte ihn zunächst sein klarer Sinn, seine ganze Denkweise stimmen, und in zweiter Linie der Einfluß seines Lehrers Johann de Lapide,⁹⁾ welcher aus einem Nominalisten ein Realist geworden war; am wenigsten wohl das Edikt, welches gerade damals Ludwig XI. gegen die Nominalisten erließ.

Solche Kämpfe, so nothwendig sie sind als Uebergänge

in der Gesamtentwicklung, haben eine Gefahr für jugendliche Geister: die frühe Theilnahme daran kann die offene unbefangene Aufnahmefähigkeit für alles übrige zerstören; der ganze Geistesreichthum wird dann nur noch als eine Rüstkammer benutzt, daraus man Waffen holt zur Bekämpfung der Gegner. Aber Reuchlin strebte von Natur schon höher, und dieses Streben fand jetzt noch besondere Förderung durch einen Mann, bei welchem es schwer ist zu sagen, ob man mehr die gründliche Gelehrsamkeit oder die tiefe Religiosität bewundern soll. Johann Bessel aus Gröningen hatte in Zwoll bei seinem Lehrer Thomas von Kempen eine freiere und innigere Auffassung der Religion, in Italien die griechische Philosophie kennen gelernt, und wanderte nach Art vieler Gelehrten jener Zeit von Ort zu Ort: überall bekämpfte er die hergebrachte ungenügende Schulweisheit und streute den Samen tieferer religiöser Erkenntniß aus. Jetzt war er gerade in Paris und lernte Reuchlin kennen: er gewann den strebsamen Jüngling lieb und lenkte sein Studium auf die Bibel.¹⁰⁾

Die Bibel und die Klassiker sind von nun an Reuchlins Leuchte; sie aufzupflanzen in einer dunklen Zeit blieb die Aufgabe seines Lebens.

Aber kaum hatte er sich nach diesen zwei Richtungen in den wissenschaftlichen Strebungen der Zeit einigermaßen zurechtgefunden, als das Schicksal, das ihn unter günstigen Verhältnissen nach Paris geführt hatte, ihn noch in demselben Jahre wieder zurückrief. Die Quellen fehlen hier. Vermuthlich mußte er den Prinzen Friedrich in die Heimath begleiten. Aber wie ein durstiger Trinker, wenn er beim ersten kräftigen Zug unterbrochen ward, den Pokal wieder ergreift, sobald die Unterbrechung vorüber ist: so kehrte Reuchlin unverweilt zu den höheren Studien zurück. Er begab sich 1474 nach Basel, wo seit fünfzehn Jahren eine Universität bestand. Der Papst Pius II. (Aneas Sylvius Piccolomini) hatte sie kurz nach Besteigung des h. Stuhles gestiftet in der Erinnerung an die schönen Jahre, die er, damals noch ein freisinniger Kämpfer für die freie Wissenschaft gegen Geistesknechtschaft, als apostolischer Notar bei der Kirchenversammlung in dieser

Stadt zugebracht hatte. Und die neue Universität blühte in der deutschen Reichsstadt rasch auf. Schon hatte sich auch hier ein griechischer Flüchtling, Andronikos Kontoblasas, für einige Zeit niedergelassen, und Reuchlin hörte seine Vorlesungen. Auch Bessel, welcher Paris hatte verlassen müssen, weil seine Rechtgläubigkeit den Scholastikern verdächtig geworden war, traf hier wieder mit ihm zusammen, förderte seine religiöse Bildung und bewahrte ihn, wenn es seine gediegene Natur anders nöthig gehabt hätte, vor jener geckenhaften Schöngesterei gleichzeitiger Philologen, mit welcher z. B. der Cardinal Petrus Bembo einen Freund abmahnte den Apostel Paulus zu lesen, weil es die Eleganz seines Stils gefährde. Dabei kam Reuchlin der Umstand zu statten, daß von den Zeiten der Kirchenversammlung her noch einige griechische Manuscripte in Basel waren, welche der Cardinal Nikolaus von Ragusa, als er 1431 die Griechen zur Theilnahme am Baseler Concilium einladen mußte, von Konstantinopel mitgebracht und dem Dominikanerkloster in Basel geschenkt hatte. Reuchlin hat namentlich ein kostbares Pergamentmanuscript des neuen Testaments aus dem zehnten Jahrhundert viel benutzt; er hat es 1488 auf Verwendung des Grafen Eberhard von Württemberg wieder erhalten und durfte es auf Lebenszeit behalten. Dazu kam ein freundlicher und gegenseitig anregender Verkehr mit dem Magister Johann von Amerbach und dessen Bruder, die hier eine berühmte Druckerei besaßen. So vergingen mit Lehren und Lernen drei fruchtbare Jahre. Denn Reuchlin hielt bereits Vorlesungen über lateinische Sprache, stellte Uebungen für Grammatik und Stil mit seinen Zuhörern an und erklärte die Klassiker.¹¹⁾ Zugleich arbeitete er auf Amerbachs Aufforderung ein lateinisches Wörterbuch aus,¹²⁾ das erste Werk, welches von ihm erschien: es war für seine Landsleute ein vielbegehrter Schlüssel in die Vorhallen der damaligen Gelehrsamkeit und Bildung und erlebte von 1477 bis 1504 nicht weniger als 23 Auflagen. Die Wörterbücher, die vorher im Gebrauche waren, hatten weniger die klassische Sprache als die Kunstausdrücke der Scholastik und das Küchenlatein der Mönche im Auge gehabt.

Aber Bedeutenderes beginnt er nun. Nachdem er schon im Jahr 1474 Baccalaureus und 1477 Magister der Philosophie geworden, eröffnete er Vorlesungen über die griechische Sprache. Obgleich er auch hier vorerst vorzugsweise Grammatik treiben mußte, war doch sein Ziel nicht die formale Bildung, sondern er lehrte die griechische Sprache, um seine Schüler in die griechische Literatur einzuführen und ihnen die reichen Bildungselemente derselben zugänglich zu machen. Neuchlin hatte dabei nichts im Sinne, was dem Christenthum im Geringsten feindselig gewesen wäre: im Gegentheil die christlichen Urkunden und die ältesten Kirchenväter waren ihm die werthvollsten unter den Schätzen, die er durch die Kenntniß der griechischen Sprache zu heben gedachte. Aber die Mönche unter den Baseler Lehrern waren seinen Bestrebungen abhold. Diese griechischen Studien, sagten sie, führten ab von der römischen Frömmigkeit, denn die Griechen seien keine Glieder der rechtgläubigen römischen Kirche, und ihre Lehren seien verboten.¹³⁾ Mayerhoff in der Lebensbeschreibung Neuchlins erlaubt sich die Andeutung, daß diese Feindschaft aus dem Neid auf die zahlreichere Zuhörerschaft Neuchlins erwachsen sei, und die Schilderung der Mönche in den wenig späteren Briefen der Dunkelmänner könnten uns allerdings berechtigen in Voraussetzung unedler Motive bei ihnen nicht gar spröde zu sein: allein jene Briefe sind von ihren Gegnern verfaßt, und wo nicht sichere Beweise vom Gegentheil vorliegen, ziemt es das Bessere zu denken. Die frommen Männer in Basel hatten ganz Recht auf ihrem Standpunkt: ohne sich genau Rechenschaft darüber geben zu können — das sieht man daraus, daß sie an den Griechen nur tadeln, daß sie nicht römisch sind — spürten sie doch, daß an den Fundamenten des Bestehenden gerüttelt, daß an die Wurzeln des Baumes geschlagen wurde, der ihnen behaglichen Schatten gab. So ermächtigte sie schon das natürliche Recht der Selbsterhaltung gegen die Neuerung aufzutreten. Aber sie hatten auch noch höhere Gründe. Waren sie nicht als Universitätsgeistliche verpflichtet über dem Heil der jungen Seelen zu wachen, die ihrer geistlichen Pflanze anvertraut waren, und

mußten sie nicht jede Gefahr nach Kräften abwehren? Oder war das keine Gefahr, wenn alles dem jungen Docenten zulief, über dessen neue Lehren die alten Seelsorger noch gar nicht im Reinen waren, und die Hörsäle alle Tage leerer wurden, in welchen sie ihre unschädlichen und von allen Behörden gebilligten Lehren vertrugen?

Gewiß, wir haben kein Recht diesen Gegnern Reuchlins unedle Beweggründe unterzulegen, haben wir doch in unseren Tagen zur Bestätigung des historischen Rechtes jenes Standpunkts gesehen, wie man protestantischerseits auf die Umkehr der Wissenschaft und katholischerseits auf das Begehren gekommen ist, daß die Quellen, die Reuchlin erschließen half, wieder zugestopft werden sollten. In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ward mit Bewußtsein ausgesprochen, was die Mönche zu Basel im fünfzehnten mehr gefühlt als gedacht haben mochten, damals mit größerem Rechte, weil es noch nicht zu spät war: noch hatte die Reformation die Macht des Papstes nicht gebrochen, noch hatten Kepler und Kopernikus nicht die kühne Hand an den Himmel des alten Glaubens gelegt, und der Schaden, welchen die neue Kunst Bücher zu drucken auf den Domänen der Kirchenherrschaft anrichtete, war noch klein; noch war es nicht unvernünftig, wenn die Vormünder hofften die Mündigkeit ihrer Mündel, wenn nicht zu hindern, doch hinauszuschieben. Darum hatten die Mönche Recht von ihrem Standpunkt aus; aber wenn an entscheidender Stelle ihre Klagen Gehör gefunden, wenn ihre Instinationen dahin geführt hätten, den Mann unschädlich zu machen, so wäre es ein Unglück gewesen. Ein Unglück, nicht als wäre zu fürchten, daß dann der deutsche Geist mit dem griechischen die gottgesegnete Ehe nicht eingegangen hätte, aus welcher nachmals die Lessing, Göthe, Schiller geboren wurden; aber doch ein Unglück, weil vielleicht eine schöne Kraft zerstört, oder was manchmal eben so viel ist, ihrem kongenialen Wirkungskreis entrißen worden wäre.

Oder waren es vielleicht doch diese Anfeindungen, die den jungen Docenten bestimmten bald darauf Basel zu verlassen? Reuchlin schweigt darüber.¹⁴⁾

Er ging nach Paris.¹⁵⁾ Kamen ihm jetzt auch nicht mehr die markgräflichen Reisegelder zu gut wie bei seinem ersten Aufenthalt, so wußte er sich doch bereits durch Fleiß und Geschick nicht nur seinen Unterhalt, sondern auch die Mittel zum Ankauf von Büchern zu erwerben, die damals noch sehr theuer waren. Hermonymos von Sparta, einer der griechischen Flüchtlinge, hatte sich unterdessen als Tifernas' Nachfolger in Paris niedergelassen und unterrichtete in der griechischen Sprache. Dieser lehrte ihn neben der Sprache auch die griechische Schönschrift, und Reuchlin fand, indem er die Schriftsteller, die Hermonymos gerade auslegte, für die Zuhörer desselben abschrieb, eine Beschäftigung, die ihm nicht bloß einen materiellen Lohn brachte: durch das öftere Wiederschreiben drang er so in die Schriftsteller ein, daß sich ganze Stellen in sein Gedächtniß einprägten, und er sie noch in späten Jahren auswendig zu sagen wußte. Es waren mehrere Gesänge Homers, Reden des Sokrates und Abschnitte aus der Dialektik des Aristoteles.

Aristoteles hatte, nachdem die Philosophie der Griechen durch seinen Lehrer Plato ihre höchste Entwicklung und gewissermaßen ihren Abschluß gefunden, das Denken wieder von vorn begonnen: er verließ, wie Hermann treffend sagt, den Prachtbau der ererbten Systeme und suchte in den Schichten der Natur die Steine zum neuen Bau. Dem Historischen stellte sich das Rationelle gegenüber.

Historisch oder rationell — war das nicht das Problem des Jahrhunderts, ist es nicht die brennende Frage jeder Zeit? Allerdings, nur daß sie einmal zu hellen Flammen auslodert und dann wieder still unter der Asche glimmt. Reuchlin ehrte das Historische; wußte er doch, daß das Rationelle, sobald es zur That wird und Körpergestalt annimmt, sofort selbst zum Historischen wird, und daß das Historische, als es geboren wurde, und so lang es noch jung war, auch das Rationelle gewesen sein mußte, und er ehrte das Alter. Er war eine durchaus konservative Natur und hätte es für einen Frevel gehalten an irgend eine der bestehenden Institutionen in der Gesellschaft, in der Wissenschaft, in Kirche und Staat gewaltsame

Hand anzulegen, wußte er doch, daß jedes Ding von selber stirbt, wenn seine Stunde kommt, daß man nicht wie die Wilden, die ihre Alten todtzuschlagen, der Natur vorgreifen soll. Nur sollte über der Erhaltung des Alten, des Historischen, dem Neuen, dem Rationellen der Weg nicht versperrt werden. Versperrt aber war der Weg, weil diejenige Wissenschaft, die sich ihrer Natur nach zum freien voraussetzungslosen Denken bekennt, die Philosophie, zu ihrem Gegentheile entstellt war. Gerade so, wie auf dem Gebiete der Religion das vierzehnhundert Jahr alte Christenthum durch Satzungen, Auslegungen und Thaten so verunstaltet war, daß nur wenige tiefergehende Geister zu seinem ursprünglichen Gehalte dringen konnten, war auch die um drei Jahrhunderte ältere Philosophie des Aristoteles bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Ihre Aufgabe war nicht mehr das freie voraussetzungslose Forschen nach einer Antwort auf die Fragen, die der menschliche Geist, sobald ihn das äußere Leben nicht mehr befriedigt, immer wieder aufwirft; denn die Kirche, sich auf eine göttliche Offenbarung berufend, deren Auslegung sie nicht der freien Wissenschaft überließ, hatte auf jede Frage eine Antwort bereit, und die Philosophie hatte nur als dienende Magd diese Antworten in ein System zu bringen, sie zu stützen und wo möglich zu beweisen. Durch so untergeordnete Arbeit war sie von ihrer alten Höhe herabgekommen und bestand in unfruchtbaren Formeln und leeren Wortkram. Man nennt sie die Schulphilosophie des Mittelalters oder die Scholastik. Sie war im Grunde die ungeheuerliche Vereinigung von zwei unvereinbaren Dingen, der Philosophie und der positiven Theologie, und der unnatürliche Bund hätte nicht die langen Jahrhunderte bestehen können, hätte nicht die Kirchengewalt durch alle Mittel von der liebevollen durch frommes Gebet unterstützten Mahnung bis zum unumstößlichen Scheiterhaufen jedes Trennungsgelüste zu vertreiben gewußt.

Die Scholastik konnte Reuchlins frischem Geiste nicht genügen. Ohne sich der Kirche und dem ererbten Gedankenkreise feindlich gegenüberzustellen, sah er doch, daß wenn die Philosophie das Suchen der Wahrheit ist, ihr nicht die fertigen

Resultate von anderswoher zum voraus vorgeschrieben sein dürfen. Und nun vollends seit ihm durch Hermonymos der ungeschälte Aristoteles erschlossen war, zerfiel ihm das scholastische Lehrgebäude in Staub.

Zerbrachen nicht damit auch die Stützen seines religiösen Glaubens?

Nun, was der Stützen der Scholastik bedarf, ist schon des Erhaltens nicht werth. Denn nicht in den Kopf, wohl aber in das Herz hat Gott die Religionsbedürftigkeit gelegt, darum hat das wahre Wesen der Religion von der Wissenschaft nie etwas zu fürchten, und insbesondere das, was am Christenthume das Wesentliche ist, konnte so wenig damals von der Erneuerung der heidnischen Philosophie ernstlich gefährdet werden, als heute von den neuen ungeheuren Fortschritten des menschlichen Wissens in den Gebieten der Natur. Schädlich ist nur, wenn der ungeschickte Eifer sich bemüht die unhaltbaren Nebendinge, die Meinungen früherer Entwicklungsstufen festzuhalten: denn die Gefahr liegt nahe, daß dann vom empörten Verstand mit den unhaltbaren Nebendingen auch das Wesentliche und Ewige wenigstens auf eine Weile weggeworfen werde.

3. Wanderjahre.

Für jeden, welcher der Bewegung und dem großen Schauspiel der menschlichen Dinge nachforscht, besteht der Unterschied zwischen Einem Jahrhundert und einem andern fast nur im Schauplatz, in der äußeren Physiognomie und Tracht der handelnden Personen und in der Wahl der Partei, welcher die Vorsehung gestattet den Sieg zu erlangen. Die Leidenschaften und die Tugenden der Menschen, der innere Hergang und das Spiel der Beweggründe ist immer dasselbe.

Berlyer, beim Eintritt in die fr. Akademie.

Aber lange währte auch diesmal Reuchlins Aufenthalt in Paris nicht. Er begab sich zu Anfang des Jahres 1478 nach Orleans, wo bereits die humanistischen Studien der Dialektik alten Schlages den Rang abgelaufen hatten und besonders das römische Recht, damals in Deutschland noch ohne Pflege, in Verbindung mit den klassischen Studien betrieben wurde, und setzte hier seine Vorlesungen über lateinische und griechische Sprache fort. Er erklärte unter anderen Cicero's